

Die Welt | 20.09.14

Die Geschichte einer Begegnung: Martin Walser und Susanne Klingenstein

Es ist die Geschichte einer außergewöhnlichen Begegnung. Durch die Vermittlung der Literaturwissenschaftlerin **Susanne Klingenstein** hat der Schriftsteller

(Link: <http://www.welt.de/themen/autoren/>) Martin Walser Bekanntschaft mit dem großen jiddischen Schriftsteller Sholem Yankev Abramovitsh gemacht und ist in Begeisterung für dessen Werk entflammt. Nun erscheinen beinahe zeitgleich Susanne Klingensteins literaturhistorische Studie "Mendele der Buchhändler" (Harrassowitz Verlag, 495 S., 29,80 €) und Martin Walsers Essay "Shmekendike Blumen" (Rowohlt, 144 S., 14,95 €), der Susanne Klingenstein gewidmet ist und ausführlich aus ihrem Buch zitiert. Zugleich präsentiert Walser seine ganz eigene Lesart der Werke Abramovitshs.

Für Martin Walser ist diese Veröffentlichung auch ein Kommentar in eigener Sache: Seit dem Eklat um seine Friedenspreis (Link: <http://www.welt.de/themen/friedenspreis-des-deutschen-buchhandels/>) -Rede in der Paulskirche 1998, als er in Bezug auf den Holocaust die "Dauerrepräsentation unserer Schande" kritisierte, und seinem Marcel-Reich-Ranicki-Roman

(Link: <http://www.welt.de/themen/romane/>) "Tod eines Kritikers", der sich judenfeindlicher Stereotypen bediente, wird ihm Antisemitismus vorgeworfen. Seine intensive Auseinandersetzung mit der jiddischen Literatur und Sprache dient ihm nun auch zu einer Klarstellung kollektiver deutscher Schuld: "Mord bleibt Mord."

© Axel Springer SE 2014. Alle Rechte vorbehalten

Die Welt | 20.09.14

Der Zauber und die Tragödie des Jiddischen

In seiner Literatur erfuhr ich, wie Juden fühlten, träumten, beteten: Ein Denkmal für Sholem Yankev Abramovitsh, den größten jiddischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts *Von Martin Walser*

Wenn jemand über Goethe, Schiller, Hölderlin, Kafka schreibt, weiß er, dass das, worüber er schreibt, den Lesern bekannt ist.

Der Untertitel zu Susanne Klingensteins Buch: "Wie Sholem Yankev Abramovitsh die Jiddische Literatur erfand." Und heißt jetzt: "Eine Geschichte der jiddischen Literatur zwischen Berdichev und Odessa, 1835–1917."

Ich hatte kaum eine Ahnung, dass es einmal eine jiddische Literatur gegeben hat. Ja, Sholem Aleichems Tewje der Milchmann, Chagall-Welt literarisch. Aber Kafka war mir näher, wichtiger. Dann Klingenstein. Sie erzählt, stellt dar eine Welt von Namen, eine Sprachwelt aus Jiddisch, Hebräisch, Russisch und Deutsch. Und weil sie weiß, dass wir wenig bis nichts wissen, bietet sie Passagen an aus den Werken, die von 1850 bis 1917 zwischen Vilna und Odessa und Lemberg und Kiew geschrieben wurden. Abramovitsh ist der Held dieses Literaturromans, die Hauptperson.

Wie kam Abramovitsh überhaupt dazu, Jiddisch zu schreiben? Warum blieb er nicht beim Hebräischen oder wechselte ins Russische? Vom Westen wirkte das übermächtige Beispiel Moses Mendelssohns herein: Berlin (Link: <http://www.welt.de/themen/berlin-staedtereise/>) statt Jerusalem (Link: <http://www.welt.de/themen/jerusalem-staedtereise/>) . Es ist doch schon ein Roman (Link: <http://www.welt.de/themen/romane/>) , wenn ein Schriftsteller (Link: <http://www.welt.de/themen/autoren/>) in einer Sprache aufgewachsen ist und lebt, die sogar von dem großen jüdischen Historiker Heinrich Graetz als "widriges Lallen und Stammel'n" bezeichnet wurde: eben das Jiddische.

Man muss einmal ein nur wissenschaftliches Buch über die jiddische Literatur lesen oder überhaupt ein rein wissenschaftliches Buch über Literatur, um Klingensteins Erzählung des Zaubers und der Tragödie des Jiddischen halbwegs gerecht zu werden. Sie stellt eben nicht nur dar, sondern erzählt. Moses Mendelssohn wollte den Juden den Weg in die europäische Gesellschaft ebnen, den er durch das von ihm als hässlich empfundene Jiddisch verstellt sah. Sein Ideal: Deutsche Kultur und Bildung werden aus verachteten Ostjuden geachtete Europäer machen.

Aufklärung hieß hebräisch Haskalah. Und das zu Überwindende war: der Chassidismus. Für die Aufklärer bedeutete der Chassidismus Armut, Schmutz, Trunksucht, Lethargie, Ignoranz, Fatalismus. Maskilim, die Aufgeklärten, hießen die modernen Juden ihrer Zeit, die die traditionsgebundenen Juden durch Aufklärung befreien wollten aus ihren chassidischen Versenkungen ins Gebet, aus ihren sie in frommen Ritualen erstickenden Befangenheiten.

Abramovitsh, selbst ein Maskil, hatte also zuerst Hebräisch geschrieben. Dass es für einen Maskil ein Widerspruch gegen sich selber war, in der Sprache zu schreiben, die die Leute, denen er nützlich sein wollte – und das wollte er: nützlich sein –, nicht verstanden, das wusste er selber. Susanne Klingenstein macht verständlich, warum es ihm schwerfiel, Jiddisch zu schreiben: Jiddisch sei die Sprache der erbaulichen Texte für die ungebildeten Frauen gewesen und die Sprache, in der die Chassidim die hagiografischen Schriften über ihre Wunderrabbiner (Zaddikim) verbreiteten, Schriften, auf die die Maskilim nur satirisch reagierten, und es war die Sprache, die von den gebildeten Juden in Deutschland (Link: <http://www.welt.de/themen/deutschland-reisen/>) verachtet wurde als grob und unanständig-schmutzig-lächerlich. ...

Es wäre zu armselig, wenn wir überhaupt nicht wahrnehmen, erleben könnten, was Jiddisch ist. Meine Empfehlung: so langsam lesen wie noch nie. Den Wörtern die Chance geben, in uns Echos zu wecken. Ich hoffe, es gehe jedem Leser so: man möchte diese Sprache sprechen. Man möchte nachsagen können: Es vilt zikh mir oysgisn do mayn harts, mayn biter harts.

In Abramovitshs "Mähre" (1873) gibt es immer wieder Passagen, in denen der Schmerz die Form auflöst. Da bleibt nichts als die Mitteilung. Man könnte sagen: die Mitteilung pur. Was die Nachtigall singt, wird die Elegie jüdischen Lebens. "Die Wände weinen." "Ich sehe, wie jüdisches Gut und jüdisches Blut zu Grunde gehen [...]" Die Hauptfigur Ssrulik (der im jiddischen Original Yisrolik heißt) möchte die Nachtigall noch hemmen, aber sie singt "so stark". "Sängerin, ach, in meinem Herzen springt eine Saite, sie ist schon gesprungen."

"Unselig bist du, Mensch, verflucht vor allem Getier und allen Geschöpfen der Welt." Das singt ihm die Nachtigall, als wäre sie ein Chor bei Sophokles. "Weine, lieber Ssrulik, weine!"

Vielleicht sollte man aus dem, was die Nachtigall für Ssrulik singt, nichts zitieren. Sie singt nämlich in so vielen Tonarten. Sie singt sich hinein in Spott, Satire, Ironie, Empörung, Verfluchung und eben Elegie: alle erdenklichen Tonarten des jüdischen Schicksals. ...

"Ich sah Menschenmassen wie im Wahnsinn laufen und rennen. Sie überfielen wie Heuschrecken die Häuser, zertrümmerten mit Steinen die Fenster, zerbrachen die Türen, sie hackten, fetzten, rissen, schlugen, voll Grausamkeit, schlimmer als wilde Bestien, jung und alt, ohne jegliches Erbarmen. Und all das, oh wehe, vor Gott und den Menschen, mitten in der Stadt!"

So sieht Ssrulik in der "Mähre" auf seinem Teufelsflug das Pogrom. Obwohl der Autor den Teufel das Pogrom nach Rumänien verlegen lässt, verbietet die Regierung, dass der Roman 1878 ins Russische übersetzt wird.

Susanne Klingenstein stellt fest, dass die "Mähre" genau in dem Jahr erschien, als nach einem Börsenkrach in Westeuropa das Wort "Antisemitismus" zu kursieren begann. Sie eröffnet ihr Buch mit dem, was aus solchen Pogromen entstand. Über diesen Anfang schreibt sie: "Was man wissen muss." Und es folgt: "Vilna im Juli 1941: Seit zwei Wochen sind die Deutschen in der Stadt. Litauer arbeiten für sie als Greifer. 'Für jeden eingefangenen Juden, der zum Tode bestimmt war, bekam der Greifer zehn Rubel ausgezahlt.'" ...

Dass es hätte auch anders enden können, zeigt uns die Autorin an eindrucksvollen Beispielen. Im Ersten Weltkrieg kamen auch deutsche Truppen in die Siedlungsgebiete der Juden. Der Armee-Übersetzer Gronemann berichtet: "Weil das Jiddische seine Wurzeln im mittelalterlichen Deutsch hat, werden die Juden als 'Wahrer deutscher Art und Sprache' gefeiert. Es entstanden begeisterte Lobgesänge auf ihre Treue, und eine Reihe deutscher Literaten, beileibe nicht nur Juden, bewiesen in tiefgründigen Abhandlungen, dass die Ostjuden eigentlich echte und rechte Deutsche seien, Träger deutscher Kultur, die in unerhörter Zähigkeit und Anhänglichkeit ihr germanisches Volkstum durch die Jahrhunderte slawischer Unterdrückung gewahrt hätten."

Mord bleibt Mord.

Was denkt man, wenn man jetzt liest: "Wie Hebräisch einmal die Sprache der Juden in Palästina war, so ist heute Deutsch die Sprache der europäischen Juden." Und: Von 1923 bis 1933 gab es an der Universität Hamburg (Link: <http://www.welt.de/themen/hamburg-staedtereise/>) einen Lehrauftrag für Jiddisch und Hebräisch. Den einzigen in Westeuropa. Dann 1935 die Rassengesetze. Dann die Ermordung der Juden im Osten.

Es gibt sicher nichts, was den Nazismus genauer charakterisiert als der Versuch, ein ganzes Volk zu ermorden, das eine aus der deutschen Sprache stammende Mundart sprach.

Mord bleibt Mord.

Aber dass deutsche Soldaten ein Volk ermorden wollten, das der eigenen Sprache entstammte, das macht die Bösartigkeit der Handlung zur Absurdität.

Mord bleibt Mord.

Wenn man Abramovitsh liest, erlebt man erst, wie Juden fühlten, träumten, beteten, wie sie waren. Dann wird es immer unbegreiflicher, dass Menschen abgerichtet werden können, so etwas zu tun.

Es vilt mir oysgish do mayn harts, mayn biter harts. Das Ausmaß unserer Schuld ist schwer vorstellbar. Von Sühne zu sprechen, ist grotesk. Mir ist im Lauf der Jahrzehnte vom Auschwitz-Prozess bis heute immer deutlicher geworden, dass wir, die Deutschen, die Schuldner der Juden bleiben. Bedingungslos. Also absolut. Ohne das Hin und Her von Meinungen jeder Art. Wir können nichts mehr gutmachen. Nur versuchen, weniger falsch zu machen.

Die Romane von Abramovitsh sind eine einzige Zärtlichkeitsfülle. Seine Menschen, Eine gewaltige Schar der Bedürftigkeit und Liebe. Ich kenne keine Literatur, in der die Menschen in jedem Augenblick durchströmt und bewegt werden von einer solchen Gott-Seligkeit. Ich kann mir keinen Atheisten vorstellen, den diese religiöse Innigkeit unberührt ließe. Und das doch immer tatsächlich in schlichtesten, einfachsten Vorgängen. Aber diese sind eben immer offen für den höchsten Einfluss, den von oben.

Weil in Abramovitshs Romanen andauernd herrlich genau erzählt wird, was die Menschen anhaben, bin ich irgendeinem Hinweis aus den Anmerkungen gefolgt und habe die Bibel aufgeschlagen, Das Buch Numeri, Kapitel 15. Gerade ist im vierzehnten Kapitel einer wegen Sabbatschändung (er hat Holz gesammelt) zu Tode gesteinigt worden, da geht es im fünfzehnten Kapitel weiter mit "Kleiderquasten": "Der Herr sprach zu Mose: Rede zu den Israeliten und sage zu ihnen, sie sollen sich Quasten an ihre Kleiderzipfel nähen, von Generation zu Generation, sollen an den Quasten eine violette Purpurschnur anbringen; sie soll bei Euch zur Quaste gehören. Wenn ihr sie seht, werdet ihr Euch an alle Gebote des Herrn erinnern, ihr werdet sie halten."

Als ich das las, ahnte ich, dass die jüdische Tradition mehr ist als ein Gebäude aus Geboten. Ein Gott, der sich um Quaste kümmert und um violette Purpurschnüre, das ist der Gott der Erzähler. Der will nicht nur geglaubt werden, sondern erlebt.

Natürlich kann ich, wenn ich mit Abramovitsh umgehe, nicht vermeiden, daran zu denken, dass ich, als ich 22 war, eine sogenannte Doktorarbeit über Franz Kafka geschrieben habe. Über seine Romane. "Beschreibung einer Form" nannte ich das. Bei Professor Beißner in Tübingen, dessen großartig praktiziertes Credo war, dass zum Verständnis eines Werks nicht die **Biografie** (Link: <http://www.welt.de/themen/biografien/>) des Autors nötig sei. Und ich dann: "Franz Kafka ist ein Dichter, der seine Erfahrung so vollkommen bewältigt hat, dass der Rückgriff auf das Biografische überflüssig ist." Ich lieh mir bei Benedetto Croce die Formel "poetica personalità". Heute ahne ich, dass das ein kunstideologischer Gewaltakt war. Ich habe Kafka sozusagen versäumt. Ich habe seine Romane beschrieben wie Architekturen, die nie von Menschen bewohnt werden.

Wie Kafka die ostjüdische Welt und Literatur erlebte, ahnt man, wenn man seine Rede über die jiddische Sprache liest. Damit hat er einen Abend eingeleitet, an dem der ostjüdische Schauspieler Isaac Löwy Gedichte vortrug von drei ostjüdischen, also Jiddisch schreibenden Dichtern. Gleich im ersten Satz sagt er zu den Zuhörern "Wie viel mehr Jargon Sie verstehen, als Sie glauben". Und er nennt das Jiddisch immer Jargon. Und oft ohne Artikel! Also ist Jargon für ihn eine Sprache und kein Jargon. Er sehe es fast auf den Gesichtern der Zuhörer, dass sie "Angst vor dem Jargon" haben. Und warum hat der Jargon noch keine Grammatik? Der Jargon "kommt nicht zur Ruhe. Das Volk lässt ihn den Grammatikern nicht." Und: "Deshalb denkt auch kein vernünftiger Mensch daran, aus dem Jargon eine Weltsprache zu machen, so nahe dies eigentlich l  ge." Das ist schon ein die ganze Geschichte fassendes Urteil. Und: "Glücklicherweise ist aber jeder der deutschen Sprache Kundige auch fähig, Jargon zu verstehen."

Und jetzt das Wichtigste: "Man kann nämlich Jargon nicht in die deutsche Sprache übersetzen. Die Verbindungen zwischen Jargon und Deutsch sind zu zart und bedeutend, als dass sie nicht sofort zerreißen müssten, wenn Jargon ins Deutsche zurückgeführt wird." Er gibt Beispiele: "'Toit' ist eben nicht 'tot' und 'Bl  t' ist keinesfalls 'Blut'." Dann sagt er, es gebe in den Zuhörern Kräfte, die sie befähigten, "Jargon fühlend zu verstehen". Und sagt voraus: "Wenn Sie aber einmal Jargon ergriffen hat – und Jargon ist alles, Wort, chassidische Melodie und das Wesen dieses ostjüdischen Schauspielers selbst –, dann werden Sie Ihre frühere Ruhe nicht wiedererkennen. Dann werden Sie die wahre Einsicht, des Jargons zu spüren bekommen, so stark, dass Sie sich fürchten werden, aber nicht mehr vor dem Jargon, sondern vor sich selbst. Sie würden nicht im Stande sein, diese Furcht allein zu ertragen, wenn nicht gleich auch aus dem Jargon das Selbstvertrauen über Sie käme, das dieser Furcht standhält und noch stärker ist."

Das alles erlebt Kafka aus dem Jiddischen. Es ist das, was Abramovitsh erlebt hat: sein Volk. Nicht auszudenken, was Kafka erlebt hätte, wenn er "Schloimale" hätte lesen können! Und sei's in der deutschen Übersetzung.

Abramovitsh hat alle Leiden, die bei Kafka zu Gesten eines Stils, eines grandiosen Stils werden, als solche erzählt. Allerdings auch schon in einem grandiosen Stil. Jetzt erlebe ich sie dicht nebeneinander.

Durch die Bücher Abramovitshs erlebe ich Literatur anders als bisher. Als ich anfang, Romane zu schreiben, beherrschte ein Schlagwort die Szene: gesellschaftskritisch. Das hatte man zu

sein. Ich wehrte mich gleich dagegen. In der Dankrede zum Hesse-Preis 1957: Es sei töricht, von der kritischen Distanz des Schriftstellers zur Gesellschaft zu reden. Der schlimmste Vorwurf damals war eben, affirmativ zu sein, also unkritisch.

Und jetzt Abramovitsh. Durch ihn, durch seine Sprache lernt ein ganzes Volk, Ja zu sagen zu sich. In seiner hundertfältigen Genauigkeit kommen alle Töne vor von Trauer bis zur Komik, und alle sind der Ausdruck einer Liebe, die zu allem fähig ist, außer zur Verurteilung. Im Gegenteil, Abramovitsh feiert sein Volk durch seine Genauigkeit. Es ist bezeugt: Mit Lachen und Weinen reagierten seine Zeitgenossen. Aus allen Berichten wird spürbar: Er hat die Leute glücklich gemacht. Sie sahen sich gefeiert wie nie zuvor. Das erlebe ich noch heute. ...

Jetzt noch die Frage: Warum wurde er bei uns nicht entdeckt, als er 1960/61 in einem renommierten Verlag (Walter, Olten/Freiburg) wieder aufgelegt wurde. Ich habe inzwischen den und jenen gefragt: Abramovitsh? Kaum einer kannte ihn. Ich mag mich täuschen, aber ich vermute: er lässt sich nicht auf eine Idee reduzieren; keine irgendeinen Ismus nährende Einseitigkeit; keine leicht transportierbare kritische Weltanschauung; nichts psychoanalytisch Auszuschlachtendes. Kafka war leicht übersetzbar und eine fabelhafte Einladung zum Deuten, Interpretieren, Rätseln und Enträtseln.

Abramovitshs Poesie ist konkret, ist nichts als sie selbst: Schönheit Satz für Satz. Zu Herzen gehende Schönheit. Sein Werk ist eine Liebeserklärung an ein Volk. Damit konnte unser Literaturbetrieb kaum etwas anfangen. Ohne Susanne Klingenstein hätte ich ihn nie erlebt. Und jetzt habe ich erlebt, dass und wie Literatur feiern kann.

Ich merke, wenn ich jetzt Abramovitsh lese, dass mich das ungeeignet macht für alles, was ich jetzt tun oder sein müsste. Ich erlebe ein Nicht-mehr-infrage-Kommen für das sogenannte Hier und Heute. Eine vollkommene Eingenommenheit. Von ihm. Ich kann nichts dagegen tun, in mir dominiert die Mitteilung, dass wir dieses Volk umbringen wollten und zu Millionen umgebracht haben. Und dieses Volk ist mir jetzt, erst jetzt, wirklich bekannt geworden. Durch Abramovitsh. Durch Mendelev, Yisrolik, Benjamin, Senderl und Schloimale.

Dass Menschen abgerichtet werden können, das zu tun, was sie dann taten, bleibt unfassbar.

Mir fällt wieder ein der Klingenstein-Satz: "Die Literatur selbst ist das Gelobte Land im Exil."

Es ist sicher anmaßend, diesen Satz verstehen zu wollen. Und doch: Das Gefühl selbst will die Abramovitsh-Welt als ein Gelobtes Land erleben. Als etwas, wo man gefahrlos niederknien kann. Abramovitsh lädt dazu ein, ihm zu folgen in sein Gelobtes Land.